

Martinsfest und Martinsgans.

Don T. S. Schöen. (Köln.)

Wenn auch nicht mehr so ganz allgemein, wie in früherer Zeit, so pflegt man doch auch noch heute in gar vielen Familien am 11. November, dem Martinstage, eine gebratene Gans auf den Tisch zu bringen, und Jedermann weiß, daß dieses Thier seit Alters her auch „der Martinsvogel“ genannt wird.

Was hat denn aber dieser Brauch und dieses Federweh eigentlich mit dem heiligen Martinus zu schaffen? Vielleicht werden manche Leser, die sich den Heilbraten vorzüglich munden lassen, auf diese Frage keine Antwort geben können, weshalb wir es nachstehend für sie thun wollen.

Martinus, geboren um 316 in dem alten Sabaria, dem heutigen Stein am Anger, in Ungarland, wurde in jugendlichem Alter zum Kriegsdienste unter den Kaisern Konstantin und Julian gezwungen und stieg im römischen Heere zu höheren Stellen empor. Später kam er nach Gallien, wo er zum Christenthume übertrat, lichter wurde und als ein Märtyrer aller Tugenden lebte. Die fromme Legende weiß uns zu erzählen, daß er noch als Kriegsmann eines Tages seiner Mantel mit einem Bettler getheilt habe, der ihn vor den Thoren von Amiens begegnete, und daß ihm darauf in der folgenden Nacht Christus erschienen sei, mit jener Mantelhälfte bedeckt.

Der anspruchslose Priester wurde wegen seiner Frömmigkeit und seines musterhaften Wandels im Jahre 375 zum Bischof von Tours gewählt. In seiner Demuth und Bescheidenheit, wiewohl er sich dessen nicht für würdig, einloß der Bischofsstühle, die ihm einhohlen sollte, und verweichte sich in einem Gänsestall. Da er jedoch die Anlässe desselben ein so gewaltiges Geschnatter, wie es nicht ihre Vorklären auf dem römischen Kapitol, und vertrieben dadurch den heiligen, dem nun fortan die Gans als Heiligthum zugestuft wurde.

Weil aber der Kaiser Maximus eines Tages dem ehrwürdigen Kirchenfürsten bei einem Gänsefeste zuerz den Bescher zu empfangen, wurde Martinus, der um das Jahr 400 gestorben ist, auch zum Schutzpatron der Trinker, und weil er auf einem Schimmel sitzend abgebildet wurde, auch der Schutzpatron der Reiter. Deutlich erkennt jedoch der Kundige in dem auf einem Schimmel reitenden Heiligen, dem ein blauer Mantel um die Schultern wallt, den Sturmgott Wotan, der auf seinem weißen Rosse über das blaue Himmelszelt dahinjohlt. Die aus späterer Zeit stammenden Legenden von dem Verrath der Gänse und der Werbung des Webers aber sollen weiter nichts, als die Entsehung der in den Dienst der Kirche gezwungenen, ursprünglich heidnischen Opfergötter im November, an die Martinsgans und Martinsweine erinnern, verdrängen, wie das ja auch mit vielen anderen, nach christianisirten Bräuden geschah.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, feierten im November, wenn die Schuppen gefallt waren, ein heidnisches Entendankfest, bei welchem dem gesegneten Goste Wotan Opier dargebracht wurden. Zu diesen Opfertieren gehörte auch die dem Wotan wie seiner Gemahlin Felgja heilige Gans, die um jene Zeit reist fett und vorzüglich zum Braten geeignet war.

Bei Einführung des Christenthums ließ man nun dem Volke seine tieferenwurzelten Bräude, verwandelt jedoch die alten Gottheiten in Heilige. So ward aus Wotan der Heilige Martin, Galliens Apostel, dessen Gedenktage gerade auf den 11. November fällt, und aus der Wotons die Martinsgans, die man nun selber aß, weil es verboten war, sie den Göttern zu opfern.

Dieser Erklärung scheint, wie wir nicht unerwähnt lassen dürfen, zu widersprechen, daß in manchen Gegenden die Festgans nicht auf Martin gebraten, sondern vielmehr am St. Michaelsfeste verzehrt wird, das auf den 29. September fällt. Es bestätigt das aber gerade unsere Einleitung. Der Erzengel und Drachensöbter Michael trat nämlich nach Einführung des Christenthums zunächst an Wotons Stelle und erst später der heilige Martinus. Beide sind, wie als Dritter im Bunde: St. Georg, Nachbildungen des heidnischen Gottes mit Wanz und Mantel, der auf weißem Rosse reitet, und die Sitte der Martinsfester hat sich in Deutschland erst von Gallien aus mit der sich ausbreitenden Herrschaft der westlichen Franken eingebürgert. Midgal und Martin sind seitdem auch Patronen des Schlagschlagels, letzterer zugleich der Patron der Hirten.

„Es giebt,“ behauptet uns der Kulturhistoriker Julius Appert, „ebenso eine „Michaelsgans“ wie eine „Martinsgans“; jene gefeßt mehr im Oberlande, diese besonders am Niederrhein. Die einen Gegenden liefereten „Michaelsgänse“, die anderen „Martinshühner“. In England hat das „Martinsfest“ dieselbe Bedeutung wie unsere Martinsgans. Auch in Böhmen kennt man St. Martin als Hirten- und Viehpatron. Die Zeit zum Diensthügel der Viehwäcker ist St. Martin, und an diesem Tage giebt

ortsweise der Viehwaacker einer Gemeinde ein Abendbrat; das ist freilich ein kümmerliches Rest des westdeutschen St. Martinschmautes. Der Schmaus aber blieb auch hier die Hauptfeier an die ehemalige Festfeier. Das eigenthümliche Gebäck desselben bildet das „Martinshorn“, eine große Semmel in Form eines Hufeisens, entweder eine Erinnerung an das Roß des Schimmelreiters oder an die Viehherden und den Herbsttrieb. Lust hat man auch für diese Herbstzeit, so lange man sie gemeinsam hielt, gesammelt, und noch heute singen die rheinischen Jungen: „Geht uns Fleisch und Speckseiten, Würste, Äpfel, Kuchen und Nüsse.“ Aus diesem Sammeln entstand wohl der noch ziemlich verbreitete Brauch der Kinderbesuchung.

Wie nun bei dem Herbstankfest der alten Deutschen, die benanntlich „immer noch eins“ tranken, sicherlich der Weh in Strömen geflossen ist, so sehen wir später auch den Martinstrunk in hohen Ansehen stehen. In Weinbauenden Ländern ist es vielfach Sitte, an Martin den ersten neuen Wein zu kosten, und man versteht daher leicht, weshalb bei den Franzosen unter Kaiserinmutter das St. Martinsälbel (Mal de Saint Martin) heißt.

Im Mittelalter bildeten sich zu Ehren des Heiligen jährliche Gesellschaften, die sich Martinsgilden und Martinsmänner nannten, bei deren Schmäulen die Martinsgans so eifrig begossen wurde, daß das Volk Spottlieder darauf sang, so z. B.:

„O Martin, Martin, Der Koch wird verbrannt sein, Das Weid in den Falschen, Der Wein in den Falschen, Die Hand vom Speck, Da laß' und fröh; Wer sich volllaufen kann, Wird ein rechter Martens-Mann.“

Zuletzt nannte man jeden liebevollen Pfaffen einen Martinsbruder, da die Feier geradezu in Fressen und Schlemmen ausartet war. So schreibt z. B. Sebastian Franck (1499-1542): „Erlich loben sie St. Martin mit gutem Wein, Gärten bis sie voll werden. Unselig ist das Haus, das mit die Nacht ein Gans zu essen hat. Da zapfen sie ihre neue Wein an, die sie bisher behalten haben.“

So toll geht es nun heute nicht mehr bei uns zu, wenn man auch eine Martinsgans noch immer gern auf dem Tische sieht und einen guten Trunk dazu liebt. Dagegen ist die Martinsfeier vielfach zu einem Kinderfest geworden. Die Kleinen erhalten an Aheine Martinsbröckeln und Martinshühner, sowie Martinsperche aus Kuchenteig. In Belgien zieht in den vladischen Städten am Martinstabend die kleine Welt mit farbigen Laternen und Campions singend und jubelnd durch die Straßen, um Kupfermünzen bittend, und ein ganz ähnliches Fest begeht die Jugend am Niederrhein, namentlich in Düsseldorf. Dort zündet man in der Umgegend vielfach auch noch Martinsfeuer an, und am Vorabend hält die sangesfrohe Jugend einen großen Umzug durch die Stadt, wobei Groß und Klein an Stangen erleuchtete Kürbisse oder Papierlaternen trägt. Letztere sind entweder mit einer Silhouette des Heiligen in ganzer Figur, oder mit einer Abbildung des Badens von Buchenspenfantenfuchen geschnitten, die an diesem Abend in seiner Gaushaltung schlafen dürfen. Dazu singt man Martinslieder, die meist sehr alt sind.

Ein plattdeutsches Martinslied, das die Kinder in Dänabrück singen, lautet folgendermaßen:

„Sünne (Sants) Marten, goe (guter) Marten, De us alles giewen (geben) kann, Von Appel und von Bierem (Bieren), De Rindse (Rüsse) gaht wol miren (mit). Rosenblatt, schäume Stadt, Schäume Jungten giewt uns wat! Laut' (laßt) us nicht so lange stann, Wie wat' mudt (müssen) nau wiet man Köllen gann. Köllen is so faren, De hüdat (kommen) wle ntimmer mehren. Rosenblatt, Kriege wie auf wat?“

Mit diesem Gesänge, in dem die Erwähnung der Stadt Rön wahrscheinlich aus einem mittelalterlichen Volkslied stammt, zieht das kleine Volk von Haus zu Haus und wird überall mit Äpfeln, Birnen, Nüssen u. dergleichen.

Im protestantischen Norden Deutschlands ist Dr. Martin Luther, dessen Geburtsort bekanntlich auf den 10. November fällt, meist an die Stelle des heiligen Martinus getreten. Dem zu Ehren aber auch die Hausfrau die Festgans auf den Tisch bringt, ob sie Martins- oder Michaelsgans heißt, immer ist es der Opfervogel des Wotons, den wir verheissen, und daran haben wir unsere Leser erinnern wollen.

Freund Fritz.

Ueber Mascagnis neue Oper, „L'Amico Fritz“ wird aus Rom geschrieben: Wenige einleitende Takte führen uns in das wohlthätige Gemach des trefflichen Fritz Kobus, der uns ja nach der lebenswichtigen Erzählung Grafmann-

Charlans kein Fremder ist. Rabbi David, der passionirte Gespieler, bestimmt seinen guten Freund Fritz gerade wieder einem jungen Paare, das eben der Rabbi ins Unglück getrieben hat, eine Summe Geldes zu borgen. In dem menschenfreundlichen Handel werden die braven Männer von lustigen Freunden unterbrochen, welche die besten Wünsche zum Namenstag des Freundes Fritz und den besten Appetit zum Festschmaus mitbringen. Munter plaudert das Orchester Mascagnis bei der Tafel. Die Genossen des ehelichen Paares lassen grade alle Junggebell der Welt hochleben, da erklingt Süsschen — eigentlich Suzzi genannt, weil die deutsche Kleinlautigkeit bei der dramatischen Bearbeitung nach dem Glanz übertragen wurde — und überreicht mit reizendem lächelndem Gesänge, in dem die Schicksalsfäden und der Liebreiz des schlüchtern Bandwundes erfreuend Ausdruck findet, einen Festwunsch. Die pastoralen Rabbi Fritz ihm einst das Leben gerettet habe. So verräth der dankbare braune Festgast wieder Festens weiche und gute Seele, und bel Rabbi David steht sofort das Additions-Exempel für beide weichen und guten Seelen fertig. Nachdem Süsschen sich entfernt hat, singt Rabbi David einen Hymnus auf die Ehe, welchen die Freunde als Bebild in der Wüste erklären. Fritz legt seinen besten Weingarten zur Weite, daß er ledig bleibt. Rabbi David schlägt ein; er ist seiner Sache so sicher wie das Publikum, das bei seiner vieljährigen Erfahrung in Opern- und Schauspielern Fritz und Süsschen sofort für einander bestimmt. Man denke! Freund Fritz ein Tenor von edlen Gemüthe, daß ihm ein ganzes Italien-Institut, durchwegs Schüler des Zigeuners Beppo, ein gelungenes Orchesterstücken bringt. Kann ein Süsschen da widerleben? Diese Serenade ist ein prächtiges Stück, fest und lebendig durchgeföhrt, ein packender Aktluß, wenn auch ohne eigentlich dramatische Bedeutung. Die Huldigungsmusik kündigt sich von fern erst leise an; das Motiv — nach einem elassischen Volksliede „Schn lust“ gewinnt immer mehr an Kraft, bis der Zug unter dem Barm der Straßenjugend bei dem Haupte des Hofhalters angelangt. Nun verneigt sich das Orchester mit der Bühnenkapelle zu jubelndem, fröhlich einstimmendem Volksange. So endet der erste Akt. . . . Noch hohlerer hebt der zweite an. Die Bühne zeigt den Hof eines kleinen Landgutes, das Süsschens Vater gehört. Mit einem pastoralen Oboen-Solo — ebenfalls nach einem elassischen Volksliede: „Es trug das Mädchen“ — zieht lächelnde Morgenstimmung in unser Gemüthe, die anderen Hofpolster und bald auch die Streicher führen das Thema fort, während ein ferner Schmittersah das Lob der Liebe singt. Schön Süsschen aber bindet Blumen zum Strauße für Herrn Fritz, der auf dem Landgute zum Weiche wohnt, und singt die reizende Volksweise: „Bel cavalier, che vai per la foresta“, als sie Freund Fritz überreicht. So erwacht sich ein außerordentlich schönes Duett, voll Kraft und Tonreiz. Süsschen steigt auf einen Kirchengaum, um die ersten des Jahres, zu pflanzen und dem Freunde Fritz zu zuwerfen. Sie singen dabei von Herz und von der Liebe, von den Spählein im Laubbach, von Blumen, Singvögeln, Herzklöpfen und dem ersten Sonnenstrahl. Und im Orchester, daß diese schönen Dinge zu Mustern hat, knopen und blähen die feinsten, zartesten Motive auf. Ein Liebesgarten gränzt den rechten Ton; jede leise Empfindung findet Ausdruck in der rechten Tact, das hat er schon in seiner ersten Oper bewiesen. „Tutto tace, eppur tutto al cor mi parla“ — diese ängere Ethik und innere Bewegung, das Wehen der Natur in der lächeligen Ruhe hat der Componist in „L'Amico Fritz“ so meisterlich in Tönen dargestellt, wie die so wahr empfundenen Festerstimmung des bewegten Nierstages in „Cavalleria rusticana“. . . . Trompetenfiguren ganz origineller Art verfinden nun weit interessanter als in der ersten Oper Mascagnis die Ankunft eines Wagens. Fritz und Süsschen werden durch das Raufen der Freunde, zu denen sich auch Rabbi David gesellte, aus ihrem behaglichen Liebesfrieden aufgeführt. Obligate Trompete mit Flöte, dann wieder Jagott mit Flöte in interessanter Vereinerung begleitet die Ankunft der lustigen Gesellschaft ein. Die Freunde züchten Fritz mit sich zu einem Spaziergang. Rabbi David bleibt mit Süsschen zurück. Nun folgt eine Scene von eigenartiger Heiz. David begehrt einen Trunk Wasser und Süsschen reicht ihm den Krug. Mit Hilfe Davids muß Süsschen die Stelle aus der Wibel drüben, da Geozar für Israel ein Weib werben gung und Hebelka am Brunnen fand. Die Wäster führen zu einem biblischen Gesänge einen schönen Choral aus, der immer kraftvoller, bald auch von den Geigen getragen, auschmilt und sich schließlich zu grandioser Wirkung steigert. Der Schluß

bieses Quetts führt die Dichtung und die Musik der Oper auf die Höhe. Süsschen kann die Erregung, als David sie mit Rebekka verlegt, nicht bemessen und führt im Momente, da Freund Fritz unvermittelt sich zeigt, in großer Ergriffenheit ab. Dem Rabbi David ist Süsschens Liebe nun offenbar. „Sie wird die Seine!“ ruft er, während das volle Orchester die Choralmelodie wie im Triumph erschallen läßt. „Freund Fritz sieht aller auch sein großes Wesen verändert.“ „Da qual nuovo sentimento agitato io sento il cor?“ „In diesem warm gefühlten Monolog, dem eine sehr schöne, von Holzbläsern eingeleitete Musik die rechte Stimmung verleiht, offenbart er das beglückende Anekdoten, welches Rabbi David durch die Mitteilung, daß er für Süsschen einen Mann suchen müsse, vollends zum Ausdruck bringt. Fritz sieht seine Grundzüge geföhrt und beschließt, sofort ohne Abschied heimzukehren. Süsschen ist verzweifelt, als die Nachricht von der geschienen Anekdote sie trifft; sie führt weinend zusammen. Der Vorhang fällt.

Vor dem dritten Akt, welcher in dem Hause des Freundes Fritz die längst erwartete Entscheidung herbeiführt, ist ein orchesterliches Zwischenpiel gestellt. Es erinnert, abgesehen von technischer Vollständigkeit in der Verwendung der Streichinstrumente und Harfen, auch deshalb an das Intermezzo der ersten Oper, weil es, wie dort, nach der höchsten Erregung die Spannung zu lösen, die wogenden Befehle zu glätten, den Strom der Empfindung wieder in ein ruhiges Bett zu leiten hat. Dieses neue Zwischenpiel, nicht mehr bei offener Szene, wirkt so stark wie das berühmte „Intermezzo“, ist aber nicht so einfach angelegt, daß es von dem Verhängnis allzu großer Popularität erlitt werden könnte. Der letzte Akt zeigt unieren Freund Fritz von Liebe gänzlich umtrübt. „L'amico Fritz fantastico d'amore“, mit Rabbi David spöttisch, nachdem er ein Stück des schönen Liebesmonologs, „O amore, o bella luce del core“ beleuchtet hat. Auch Süsschen, welche es in die Stadt drängt, um Herrn Fritz frisches Obst zu bringen, schildert uns ihre Beseespin in rührendem Gange. In einem großen Duett, das mit kräftigen, breiten Akten zum Schluß führt, erfolgt das Geständnis gegenseitiger Zuneigung unter den mächtigen Tongebenen der entseisten Orchesterorgane. Rabbi David widmet natürlich das gewonnene Verlöbntum dem glücklich vereinigten Paar als Hochzeitsgeschenk.

Sein Urteil über die neue Oper sagt der Berichterstatter dahin zusammen: Ich halte die neue Schöpfung Mascagnis in ihrer Art für eben so interessant wie die erste, in vielen Stellen entschieden für musikalisch wertvoller. Von Trivialitäten, wie sie in „Cavalleria rusticana“ mit unterlaufen sind, blieb „L'amico Fritz“ ganz frei. Die Erfindung ist blühender, mannichtiger, selbstständiger. Mascagni hat auch mit der zweiten Oper gezeigt, daß er eine Individualität mit kräftigen, sofort kennbaren Zügen ist. Jedes Stück seiner Oper wird auf Mascagni und kann nur auf ihn rathen lassen. Die Energie, Knappheit und Prägnanz seiner Sprechsprache bewundert man auch dort, wo das Vorterrstehen lyrischer Empfindungen die dramatische Schwingkraft niederstößt.

Berlins erster Monumentalbrunnen.

Der am 1. November feierlich entfaltete und damit der Stadt Berlin übergebene Begasbrunnen wurde vor elf Jahren von Professor Nikolod Begas im Auftrag des Staates begonnen und hätte schon, falls es der Verwaltung der Hauptstadt genehm wäre, in den achziger Jahren unser Brunnenraus Berlin zieren können. Das ursprüngliche von dem Auftraggeber nicht so großartig projektierte Werk nahm aber unter den Händen des Künstlers so riesige Dimensionen an, daß nicht nur das Atelier des Meisters mehrere Meter erhöht werden mußte, um der gewaltigen Gestalt des Neptun, die den krönenden Mittelpunkt der ganzen Brunnen-Anlage bildet, Raum zu schaffen, sondern auch der anfänglich bestimmten Summe einige gewaltige Nullen beigesetzt werden mußten, welche schließlich die Ausführung in edlem Metall und Gestein als ein Unternehmen erscheinen ließen, für welchen jene Zahl des Staatskassels, d. h. den Kunstfonds enthält, in absehbarer Zeit keine Mittel hergeben könnte. Es ist das Verdienst des Kultusministers v. Goltz, Begas zu jener Arbeit angeregt zu haben; der kunstfinnige Minister empfand es als einen Mangel, daß in dem großen Stadtbilde von Berlin fehlerlich Monumentalbrunnen war und zur glücklichen Stunde wurde Begas mit dieser Aufgabe betraut, der in diesem Berliner Monumentalbrunnen ein Gebilde schuf, wie es die großen Meister der Renaissance kaum mächtiger und phantastischer erdachten. Schon der kleine Entwurf ließ erkennen, daß hier dem Künstler Erfreulich gelungen war, jedoch als die gewaltige Mittelgruppe des Brunnens vollendet war, da brach sich die Überzeugung Bahn, daß man es hier mit einer seltenen künstlerischen Großthat zu thun habe. Regiertes Interesse begleitete das Werden dieses Begasbrunnens, zu den wenigen Besuchern des Ateliers gehörte auch Kaiser Wilhelm I. und sein kunstfinniger Sohn, der damalige deutsche Kronprinz. Beide Fürsten waren in diesem Winke einig: Berlin müßte sobald als möglich diesen Monumentalbrunnen erhalten, dessen Entwurf der Staat mit etwa 100.000 Mk. Kosten hätte herstellen lassen. Jedoch die Winke Kaiser Wilhelms I., dem die Stadt Berlin so Großes verdankt, verhallten ungehört, insofern als Kaiser Wilhelm I. von seiner ersten Friedensfahrt in die Hauptstadt zurückkehrte, brachte, wie bekannt, der Magistrat der Reichshauptstadt die Ausführung dieses Begasbrunnens, der seit lange auch schon Goltz und Begas dem jugendlichen Herrschers hatte, als Willkommungs-gabe dar.

In den letzten diesem Tage verstorben drei Jahren ist nun an dem Brunnen gearbeitet worden; die rühmlichst bekannte Gießerei von Gladenbeck und Sohn hat sämtliche Statuen in Wachsabgussformung als Bronzen gegossen, die im Ganzen 500 Zentner wiegen; der das Bassin umrahmende röhliche Kranz ist von Wölfel und Herold in Bayreuth gefertigt und die Glemantavsführung hat ungefähr 400.000 Mark gekostet.

Die Frage wurde durch Kaiser Wilhelm II. entschieden, und so erhielt sich denn jetzt der Brunnen inmitten des Schloßplatzes, genau die Achse der Breiten Straße schneidend; der Platz ist groß, fast zu groß für den Brunnen, jedoch die gewaltige Baumasse des alten Hohenzollernschloßes gibt einen prächtigen, majestätischen Hintergrund für das nun Tag und Nacht von Wasserstrahlen und Wasserfluten umrauschte und umpfläzte Kunstwerk, dessen Linien trotz aller scheinbaren Unregelmäßigkeit der Einzelheiten dennoch in ihrer Gesamtheit sich gegeneinander abgewogen sind. Das jeder malefische Reiz der Erscheinung, jener überzähligen Eintrud, den z. B. die Fontana Trevi auf ihrem kleinen, unregelmäßigen Plage dem Beschauer macht, auf unterm halb von modernen hohen Neubauten umgebenen Schloßplatz nicht erreicht werden kann, wer will darüber schelten? Dafür wird wir in der Welt und nicht auf laßlichen Boden. Jedoch dem Kunstwerk als solchen wehrt die Kraft inne, den Beschauer über Zeit und Ort hinwegzuführen und in's Reich des Ideals zu führen.

Des Künstlers Grundgedanke war, das Aufstehen der Schnewelt darzustellen; er lagerte deshalb auf Felsenstrümmern die Gestalt der Götter: Neptun. In behaglichem Gleichmut streckt die seine verlaufenden Gliedmaßen aus das schroffe Gestein; sein schilfrüstiges, bartumwantes Haupt ist nach oben gerichtet, gleichsam als wölkten seine Augen den Schauern des Firmamentes Befehle geben; in seiner Linken ruht der Dreizack, während er die Rechte in die Seite stemmt. Um ihn tummeln sich acht Quellen, die Begas durch künstliche kleine Kanäle personifiziert hat. Ihr neckisches Spiel, ihr übermütiges Umherrollen giebt aus Glücklich die Charaktere der lustigen Wassergeister wieder, welche Diätersphantasie von jeher als treibende Kraft der bergischen, legendenpendenden Wasserläufe dachte. Der übermütigste Quell offenbar der jüngste, liegt auf den Klauen des alten Neptun und singt in einer entzückten Schale die aus dem Bart des Götterlichen herabfallenden Tropfen auf, man sieht dem Schelm das Glück an, welches ihm solcher Zettvertreib bereitet. Zwei seiner Gefährtin, eben so hübsche Jungen, lagern in einer der großen Muscheln, welche von der Seeungebern zu dem Throne des Neptun hinaufgetragen werden; die Kleinen schütten ihre Wassergärten, die sie wohl eben den Wolkeln entnahm, in das Bassin zu ihren Füßen und ergößen sich an dem perlenden, funkelnden Spiel des feuchten Elements, das auch eben jene vier Hypobanten breitmächtig empor sprühen.

Zwei der kleinen Quellen zeigen sich besonders mutig, sie haben ihren gewaltigen Beschäfer verlassen und sind beghutlich die Felsen hinabgestiegen, aber schon bedrohen sie entsetzliche Gefahren, die das Rundergestirn aufs Höchste erschrecken und ihre kleinen Gefichter angilvoll verzerrt; es naht langsam ein kleinerer Seetreib, dessen gewaltige Scheren gewiß, wenn nicht noch ein Wunder geschieht, in Kurzem schon stürzend die runden Becken des Kleinen sich schließen werden, um ihn dann unbeherrzertig in die graue Tiefe zu ziehen. Köstlich hat der Künstler diese Situation geschildert!

Die beiden letzten der acht Quellen aber unternehmen ihren Ausflug hinter dem Rücken des Neptuns, sie stehen auch auf dem Felsgestein und sehen staunend mit unbefangener Freude auf das Gestrahlte des Seegötters zu ihren Füßen. Sie leben es mit Gelassenheit, daß der eine Finganz des grünen Wolphen sich wie schmelzend um ihre Füßen schlingt! ringsum legen die kleinen Gesellen so viel des Neuen und Unbegreiflichen, daß die Furcht davon der Verbannung besieg wird. Und in der That, schon die vier Fabelwesen, welche halb Centaur, halb Hippotampen, aus den Wellen aufstehen, um mit starkem Arm die schon erwähnten gewaltigen Muscheln emporzuhalten, können auch Andere als kleine Quellengeister zum Erstaunen bringen. Das ist eine urwüchsige Kraft, wie überhäumende Lebensfülle in diesen häßlichen, breitmäuligen, halb lustigen, halb während darsichsturenden Gesellen, welche Leben zur Bewunderung zwingt, der nur jemals an künstlerischen Gefaltungen Freude gefunden hat.

Die Wunder des Meeres, die grotesken und bizarren Formen der Fauna und Flora der Wasserwelt: Entenschnede, Seegel, Algen, Wasserfäden, Seesterne, Meerlang, all das tummelt sich und hängt in krautem Durcheinander an dem geschlürzten, von Fluten umspülten Felsen. Aus der Wasserfläche des großen Bassins ragen vier Thiere hervor, welche ihre Wasserstrahlen hoch hinauf zum Throne Neptuns spielen, es sind: Krotodill, Seelöwe, Schlang und Schilfröhre.

Der ovale Rand des Bassins ist aus dunkelrothem Granit gebildet; ihn flankieren vier ruhende weibliche Gestalten, welche Äthen, Ober, Erde und Weisheit darstellen. Die Schönheit dieser Figuren, welche gegenüber der fetteren übermäßigen Daleskrebende der Mittelgruppe einen geschönligen Contrast zur Schau tragen, erhöht wesentlich die ruhige monumentale Erscheinung der ganzen Brunnenanlage. Der kräftigen und energiegelassen Wächler sind Vollstämme zur Seite gelegt, in deren Linde noch die blühende Art des Schlägers steht; an die Ober schmiegt sich das molterende Schaf, die Erde hat als Attribute Aehrenbündel und reife Fruchtkörbe und neben dem Äthen lagern üppige Traubengebänge, beschwerte Rebe und die Ballen des Pflzer Tabaks. Jede dieser Figuren

pendet aus ihrem Krüge dem Bassin Wasser. Das wechselvolle, lebendige Bild, welches der rauschende, sprudelnde Brunnen darbietet, wird durch dies ruhige Ergießen der Flüssigkeiten zu einem harmonischen Ausflügen gebracht. Tag und Nacht, bis der eintrübende Frost sein Netz sprißt, soll der Brunnen fließen. Dantbar wird jeder auch noch so kritische Berliner das Werk betrachten, dessen Dales der Kunstwerke und dem Patriotismus der Vertreter uneres Gemeinwefens für alle Zeit ein ehrendes Zeugnis ausstellt.

Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Berlin, 6. November. Herr Emil Sauert, der bekannte Biograph, der seinen Wohnsitz von Berlin nach London verlegt hat, kommt Ende Dezember oder Anfang zu einer Concerttournee nach Deutschland, und wird einige Abende in Hannover und Berlin concertieren.

Am 4. November. Frau Sima Baragou hat ein Malteffbild vollendet, das die Offiziere des deutschen Heeres nach ihrem letzten Ufer, dem Großen Badersee, als Abschiedsgeschenk in den nächsten Tagen überreichen lassen wollen. Das Bild zeigt den Kopf des Feldmarschalls in derselben Auffassung, wie an dem bekannten Gemälde, es war dieses der ausdrückliche Wunsch der Auftraggeber. Der Kopf ist geschlossen, und über die Schultern ist der Helm gelegt; den der Verewigte in dem letzten Winter trug.

— „Der Stein der Weisen.“ Das uns zugeweihte 21. Heft vieler, die mannigfaltigste populärwissenschaftliche Belehrung bietenden Salonmonatschrift (A. Hartleben's Verlag, Wien) enthält die nachstehenden größeren und kleineren Aufsätze: Das Problem der rationellen Beschäftigung des Mittelalters (4 Bände) und 8 Textbilder; Die Anzahl der Figuren auf einer Tafel; lieber Stabkirchen (1 Bild und 5 Textbilder); Neuerung im Bau von Fuß- und Kanalabzügen (5 Figuren); Die Weisheit-Telegraphie (7 Figuren); Das Fischen in der „kleinen Mappe“; Die Erfindung des neuen Netzes, Netze als Hypothese, Neues Projektions-Verfahren. Das größte Werk der Welt. Sehr herzuwundern sind die beiden Abhandlungen in der Folge. Die „Wissenschaft für Alle“: Die kleinste Verbesserung und die höchste Schärfe der Scharfsicht von Langley. Der vorstehende Inhalt kennzeichnet die rationelle Beschäftigung der Zeitchrift, deren Gesehigkeit herzuwundern wir wiederholt mit Vergnügen Anlaß nahmen.

In der Bibliothek des Vistula ist es hat während dieses Sommeres die große Sammlung stattgefunden. Auch die über denonnene und nie zu Ende geführte Katalogarbeit der gedruckten Bücher soll nun energisch gefördert, die Benutzung erleichtert werden. Der Hauptgewinn der neuen Einrichtung wird sein, daß eine große Nachschlagebibliothek geschaffen wird, die von den Bibliothekaren ihrer Verfügung stehen wird. Neben der Nachschlagebibliothek ist eine Bibliothek für die Bibliothekare selbst, deren Zweckgebiet herzuwundern wir wiederholt mit Vergnügen Anlaß nahmen.

Vermischtes.

Berlin. Ueber die Gesundheitspflege in den Schulen schreibt das Berl. Volksblatt: Durch die stochischen Entdeckungen haben sich die Schulbehörden veranlaßt gesehen, überlebens eine ganze Reihe von Schulhygienischen Vorschriften zu erlassen, die jedenfalls sämtlich recht nützlich sein werden. Die Berliner Schulbeurteilung hat sich angeordnet, daß in dem Schulraum der höheren Schulen die Luft durch solche mit Wasser angefeuchtet werden. Sehr beliebt sind in den höheren Schulen in hygienischer Beziehung noch so viel zu wünschen übrig, daß so eine einzelne Vortschritt kaum ins Gewöhnliche fällt. Andere Schulräume sind im Allgemeinen ganz ungesund gebaut, vor allem hoch und geräumig genug. Aber die zweimalige Reinigung in der Woche ist unzureichend. Wie ein Wohn- und Schlafzimmer, so muß auch ein Schulzimmer kühl, feucht, angenehm und der Stand von den Tischen und Bänken entfernt werden. Die Schulstühle sind häufig so schlecht planiert, daß das Regenerieren, stehen bleibt und in Ungelegenheiten bei feuchter Witterung nur denjenigen Kindern nützlich ist, denen keine Fänge und unlauberes Schulpuppe während sind. Die große Reinigung der Fenster findet alljährig zweimal statt. Das ist natürlich nicht ohne Gefahr, leidet der Augenlicht. Auch die Witterung ist oft zu wärmer, und da viele der Schulräume so nahe an die Straße gebaut sind, daß die Fenster während des Unterrichts nicht geöffnet werden können, und die Ventilationen genügen nur in den seltensten Fällen zur Lufterneuerung. Vor allem ist in den Turnhallen ein Mangel an frischer Luft, die vornehmlich genügt gereinigt, als die Schulzimmer. Die letzten Jahre sind in dem Bau der Schulhäuser einen ungeheuren Fortschritt gesehen, und vor allem hat die Kommune Berlin einige Summen gewährt, um allen ihren Kindern ein lauberes, luftiges und helles Platz zu sichern, wo sie keinen Unterricht genießen kann. Aber die Art und Weise, wie diese Räume gereinigt und gelüftet werden, genügt auch beschiedenen Ansprüchen nicht. Die Schulen sollten aber nicht nur jede Schädigung der Gesundheit fernhalten, sondern auch in dieser Beziehung für diejenigen Kinder, die dahingelien sind lauberes und gut alletiertes Zimmer haben, ein Mutter für das Befere bieten. Das würde vor allem den künftigen Wäitern in einer adäquaten Schulzeit sich unweiblicher empfinden. Also man sollte lauberes, laubere und gut gelüftete Schulräume! Unerse Schulbauten sind eine Zierde der Stadt. Mögen auch die Räume darin müßerhaft gehalten werden!

Die Uebermacht. „Was, Schmiebele, du bist schon wieder verurteilt?“ „Na, ist das ein Wunder? Ein paar Hundert Paragrafen von's Strafgesetzbuch gegen lo einen einzigen Menschen!“

Nicht falsch. „Voras, sag mir mal: wie schreist du Trompeter?“, fragte: „Trompeter schreit man überdurch nicht, die bloß mer.“

— Wo bern. Fraustrau: „Oter, Marie, schenke ich Ihnen ein ganz neues Kleid!“ „Denkmäddchen: „Das kann ich nicht annehmen, gnädig' Frau!“ „Hausfrau: „Guten Sie sind doch nicht, nehmen Sie es ruhig an!“ „Denkmäddchen: „Gnädig' Frau, ich kann nicht, das Kleid ist ja seit zwei Jahren außer Mode!“

— Unerse Dienboten. „Aber Auguste, was haben Sie sich für ein schlechtes Stück Fleisch gekauft, das ist voller Knochen.“ „Det ist es, gnädig' Frau, ich hab doch nicht den Schächter gekauft, wenn's für mir war, wird' ich' nicht annehmen.“

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Jerusalem.

Druck von H. Riethmann in Halle.

Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 13, geöffnet Morgens von 7—12 Uhr, Nachmittags von 2—7 Uhr.